



Eis und Schnee

FRANZ WILHELM JUNGHUHN

(1809–1864)

Diesmal komme ich mit! Ich hab's versprochen und halte mich dran. Aber als ich die Koffer anhub, fand ich sie schwer, alles gefüllt mit Arbeit und Flucht, wir werden nicht weit damit kommen. Junghuhn schweigt, und ich spreche weiter, denn die Stille zwischen Menschen ertrage ich nicht, weshalb ich immer zurückbleiben muss zwischen Eifer und Einwand.

Wie Junghuhn verstehe ich nichts von den Menschen. Ich habe die letzten Jahre im fünften Stock einer Großstadt verbracht, während Junghuhn sich in den Tropen herumtreibt, Vulkane besteigt und Pflanzen sammelt, ganze Koffer voller Pflanzen, um sie später entschlossen in Bücher zu binden. Ganze Bände hat er gestopft mit dem Sprechen über Pflanzen und Steine, mit der unermüdlichen Taufe dessen, was vorher namenlos war. Als wäre er Gott und nur mit Erschaffen und Benennen beschäftigt. Nur von Menschen kein Wort, auch am siebten Tag keine Spur. Junghuhn kennt keine Sonntage, und wenn er einmal, alle zehn Jahre, als Gast auf meinem Balkon erscheint, kommt mit brennendem Eifer nichts anderes zur Sprache als die Überflüssigkeit der Menschen in der Natur. Wer als Erster den Blick in den Krater wagt, muss auf kunstlose Art verstummen.

Aber ich beginne mich zu verzetteln. Denn in Wahrheit

kommt es auf Tatkraft an, nicht auf Rekonstruktion, weil sich bei näherem Hinsehen als sinnlos erweist, aus Papieretzen, flüchtigen Hinweisen und unscharfen Fotografien einen Charakter zu rekonstruieren. Charaktere existieren nicht. Sie sind, wie im Schlepptau die Biographien, immer erfunden. Dieser Glaube, ein Mensch träte uns plötzlich als Ganzes entgegen. Als wäre es wirklich interessant, wer oder was jemand ist. Nur im Verhältnis der Menschen zueinander lässt sich Kontur erkennen, die Ahnung eines Zusammenhangs. Wie sich jemand bewegt, wie er sein Bein nach links oder rechts wirft, überraschend den Absatz verliert, sich plötzlich fahrig zur Flucht fertig macht, dabei mit den Armen rudert und schüchtern die Hand nach uns ausstreckt. Verschrobene Winken der Seefahrer, Soldaten, Bergsteiger und Forscher, halb Begrüßung, halb Abschied. Eine Hälfte im Wasser, die andere an Land, eine dritte, wenn es sie geben könnte, am Rand eines Kraters. Weshalb ich, was Junghuhn betrifft, nichts als eine flüchtige Bekanntschaft bin, eine Nebensache des Lebens, zwei Augen auf einem Nebengleis durch den Tunnel eines mir fremden Schädels.

Aber ich beginne mich zu verzetteln. Ich habe versprochen, von vorn zu beginnen, indem ich erzähle, wie Junghuhn auf meinem Balkon erscheint. Bärtig und flüchtig, wie immer schlecht zugeknöpft, halb schön und halb stattlich und von der nachlässigen Abendsonne so günstig beleuchtet, dass kaum auffällt, dass er ein Deutscher ist. Aber die Ordnung von Fakten bringt die Menschheit wenig voran in ihrem sturen Verhältnis zur Welt. Ich persönlich glaube an Gott,

während Junghuhn die Pflanzen vorzieht. Er hat mich wegen dieses Unterschieds nie lächerlich gemacht. Nicht aus Großzügigkeit, sondern aus Gleichgültigkeit, er ist weder an Überzeugungen noch an Meinungen interessiert, sondern an Ergebnissen, an der Sammlung dessen, was aus der unablässigen Bewegung des menschlichen Körpers bergauf und bergab resultiert.

Die Koffer sind deshalb auch schwer wie Blei. Aber Koffer sind Frauensache, und Junghuhn hält nichts von Frauensachen. Genauso wenig von Trägern, die in der Sommerhitze von Java seine Ausrüstung die Berge hinaufschleppen müssen, um sie schließlich erschöpft am Rand eines Kraters abzusetzen, der unberechenbar Feuer und Steine spuckt. Schwer zu sagen, was sie mehr entsetzt, der glühende Berg, die fliegenden Steine oder die haltlose Tatkraft, die ihre Angst auf unheimliche Weise verdoppelt. Weshalb sie unterwegs wieder und wieder versuchen, ihm zu entweichen, auf halber Strecke im Gras liegen bleiben, rücklings die einen, bäuchlings die anderen, die Gesichter in die Schatten der Koffer geschmiegt und Blätter zu kleinen Zigarren gerollt, in der Hoffnung auf Wind und den siebten Tag, der in ihrer Zeitrechnung nicht vorkommt.

Sie im Schatten, ich auf meinem Balkon, zwischen uns nichts als das Meer und sein Ehrgeiz, wird keiner von uns ihn begreifen, seinen übermächtigen Wunsch nach Flucht und Erkenntnis. Ich bin klimaunkundig, weiß nichts von Tropensonne, nichts von Helmen, Kisten und Trägern, nichts von Steinen und Pflanzen. Ich lege keine Kataloge an, aber ich habe alle Zettel gesammelt, die meine Besucher in den letzten Jahren auf meinem Küchentisch liegen ge-

lassen haben und auf denen deutlich zu lesen steht, was ich aufschreiben müsste. Gesetzt den Fall, ich wäre dem Mann gewachsen.

Franz Wilhelm Junghuhn, geboren in Mansfeld, damals Preußen, heute im Ostharz. Der Vater Barbier. Ein Bergchirurgus zweiter Klasse, mehr Handwerk als Stand, nicht wirklich ein Arzt, weshalb der Sohn ein richtiger Arzt werden soll. Der Sohn soll werden, was der Vater nicht ist. Denn Vater und Sohn sind dieselbe Figur, zwei Seiten ein und derselben Medaille, einer der andere, der andere der eine, dasselbe Gesicht und dieselbe Verachtung, derselbe Zorn und dieselbe Strenge, dieselbe Sehnsucht und Leidenschaft. Nur ist ihr Ehrgeiz verschieden gerichtet. Der des Vaters auf Menschen und preußischen Ruhm, der des Sohns auf Ferne und Abenteuer, der des Vaters auf häuslichen Gottesdienst, der des Sohns auf den Dienst in der freien Natur und darauf, den Vater zur Strecke zu bringen, um endlich allein zu sein auf der Welt.

Also geht Junghuhn auf Reisen. Doch in jeder Falte des Reisemantels steckt der Vater samt Drohung, Gesicht und Befehl. Er ist zäh und beharrlich, läuft immer mit zwischen Sohle und Schuh. Nachts liegt er unter derselben Decke, spielt Botschaft und Traum und flüstert leise, mein Sohn, ein Flüchtling, mein Sohn, ein Versager. Tags macht sich der Vater im Rucksack so breit, dass das Vorankommen noch mühsamer wird. Denn wer trägt rückwärts den Vater über die Berge und kommt selber ungeschoren davon? Und wer entschlossen das Kindheitsspiel in den Krater wirft, hat mit dem Wurf auch den Joker verloren, während draußen auf

Java ein heftiger Krieg tobt zwischen denen, die haben, und dem, der sich nimmt.

Junghuhn führt seinen eigenen Krieg. Zwischen hier und zuhause bewirft er die Träger mit Steinen und Wörtern und versucht zu vertuschen, dass er nichts als die alte Rechnung begleicht. Wie sein Vater ihn, so nennt er sie träge, seine lästigen Träger. Störrisch und faul, schläfrig und dumm, unbelehrbar und stur, ohne Begeisterung, Sinn und Verstand, unbeugsam flüchtig und ohne Verständnis für seinen einzigen Gott, die Natur. Er zückt die bekannte Peitsche von früher, diese biegsame Zunge aus Wörtern und Kränkung, die schnalzende, sausende Pflicht. Erinnerung an Aufgaben, die niemand erfüllt, an Ansprüche, die uns erdrücken und immer nur an das eine erinnern, an die schwüle Hitze der preußischen Tropen, deren Klima so ungesund ist, dass man draußen friert und drinnen stark schwitzt. Die bekannte innere Hitze der Heimat, die häusliche Enge, die Körper und Menschen schrumpfen lässt und weder Nachsicht noch Schatten kennt.

Womit ich womöglich übertreibe, weil ich Junghuhn aus dieser großen Entfernung natürlich nicht wirklich erkennen kann. Denn ich habe nichts als ein Fernrohr bei mir, vielleicht nur ein Opernglas, mit dem ich das Drama von weitem studiere. Zaungast und Zuschauer auf dem Balkon, Zuträger auf halber Strecke im Gras, den Kopf wie ein Sommerstudent im Nacken, den Nacken auf einer Mansfelder Kiste und, zwischen den Lippen ins Runde gedreht, Blätter, aus denen der Rauch nach himmelwärts geht.

Nur die Koffer sind schwer, wir werden nicht weit damit kommen. Aber er dreht sich nicht um, sondern starrt auf die Straße und sagt, steh auf, nimm den Koffer und geh! Also stehe ich auf, nehme den Koffer und gehe. Als ich zum ersten Mal meinen Balkon von unten sehe und über mir Junghuhn, wie ein Denkmal beleuchtet, der in eine mir unklare Richtung zeigt, vermutlich nach Übersee, begreife ich, dass ich jetzt unterwegs bin. Und wie einfach das Abschiednehmen ist, für den, der etwas zu tragen hat! Das Gewicht seines Koffers verhindert mein Winken, eine Hälfte an Land, die andere im Wasser, die dritte demnächst am Rand eines Kraters. Ich trage seinen Koffer voll Stolz, erst in der rechten Hand, dann in der linken.

Nur wie ich damit nach Mansfeld komme, weiß ich noch nicht. Ich weiß nur, dass ich ihn abstellen werde, sobald ich den Ortseingang passiere, denn der Koffer ist nur eine Eintrittskarte, ich weiß nicht, was er wirklich enthält. Akten, Werkzeuge, Pflanzen, Fotografien oder Karten. Historische Karten, wie ich vermute, denn Junghuhn ist ein Mann aller Fächer. Aber das ist mir egal, auch in Mansfeld herrscht kein Mangel an Trägern, es wimmelt auch dort, wie überall, von arbeitslosen Archivaren, Buchhaltern und Kompilatoren. Vielleicht gibt es sogar einen Studienrat, der mir weismacht, er hätte Junghuhn gekannt, und wenn nicht persönlich, so doch einen Neffen oder wenigstens einen Großcousin, der auch nicht weiß, was ich selber nicht weiß, mich stattdessen freundlich am Ärmel zieht, um mir die kleine Tafel zu zeigen.

Zwei Schritte nach vorn in die *Junghuhngasse*, und die Tafel ist da. Nur das Haus ist verschwunden, unbesorgt

lautlos zusammengefallen. Geblieben auf einem kleinen Sockel ist die hauslose, lachhafte Tafel. Zitat ohne Werk, vergeblich bemüht, Interesse zu wecken. Sein Ruf in der Stadt taugt nur für Klatsch, nicht für die Legende, denn gegen den größeren Sohn dieser Stadt kommt Junghuhn nicht an. In Mansfeld ist Luther zur Schule gegangen, dessen Haus steht so fest wie seit je. Und vollkommen unversehrt lesbar die Worte: HINAUS IN DIE WELT, HINAUS IN DEN KAMPF, HINDURCH ZUM SIEG!

Als wäre dieser Luther gereist, als wäre er durch die Welt gekommen, als hätte er jemals Vulkane bestiegen und wie Junghuhn seinen Gott in der Asche gesucht. Thesenschläger und Prügelknabe, Peitsche aus Kränkung und Rechthaberei, die der Vater jetzt gegen den Sohn schwingen muss, weil der Sohn noch immer nicht Arzt werden will und nicht an den Gott von Mansfeld glaubt, sondern an den Gott auf dem Boden des Kraters. Und anstatt dem Vater die Kugel zu geben, will Junghuhn sich selber das Leben nehmen. Doch ich kenne ihn gut und weiß genau, wie unbegabt er für Selbstmord ist. Unfähig, sich selber zu Leibe zu rücken, bleibt seine Tat noch im Anlauf stecken. Er ist viel zu kräftig für diese Art Tod.

Er spricht nicht und hat mir niemals erzählt, was ihn mehr erschreckt nach der misslungenen Tat, als er unvermutet ins Leben zurückmuss und in das Gesicht seines Vaters blickt. Der eigene Schmerz oder das Lachen des Vaters, der neben dem Bett in die Hände klatscht und fröhlich ruft, mein Sohn, ein Versager. Denn wer nicht Hand an sich selbst legen kann, aus dem wird niemals ein Arzt!

Den Rest reime ich mir selbst zusammen, weil Junghuhn mir niemals erzählen wird, was in Halle und was in Berlin geschah, wo er sich durch sein Studium stiehlt und längst begonnen hat, Pflanzen zu sammeln. Er pfeift auf die Anatomie der Menschen, so wie er auf seinen Körper pfeift und auf den Körper der Frauen. Sein Herz lässt Freundschaft nicht zu, es ist schon an die Botanik vergeben. Und wenn ich ihm näher kommen möchte, dann nur, indem ich ein Schiff besteige und später die Berge und mich bäuchlings ganz nah an den Kraterrand schiebe, um endlich zu sehen, was ist.

Aber ich habe Angst vor der Reise. Ich fürchte mich vor seiner Kraft, seinem Eifer, seinem Zorn und der Unerbittlichkeit, mit der er sich ins Verhältnis setzt zu allem und jedem, zu Gott und der Welt, zu Menschen und Tigern, gelegentlich auch zu einem Freund oder dem, was er unter Freundschaft versteht. Die Szenerie ist bekannt. Letzte Runde in einer Wirtschaft, an deren Namen sich niemand erinnert. Es wimmelt von Wirtschaften in Berlin, *Zum klingenden Säbel*, *Zum goldenen Schuss*, vielleicht war es auch *Der zerbrochene Löffel*. Sicher ist nur der Name des Mannes, der neben Junghuhn am Kneipentisch sitzt, Schwoerer aus Basel. Ich habe mir diesen Namen gemerkt, weil die Namen der Menschen das Einzige sind, was sie mir wirklich vorstellbar macht.

Und während ich hinter der Theke stehe, lautlos und aufmerksam Gläser poliere und die Männer streitsüchtig Biere verzehren, weiß ich genau, was passiert. Ein Bier gibt das nächste, ein Wort das andere, die bekannte Peitsche aus Streitlust und Kränkung. Thesenschläger und Prügel-

knaben, gleich wird sich einer schwankend erheben, den Bierkrug gegen die Tischkante schlagen und mühsam nach einer Verwünschung suchen, mit der er den Gegner beleidigen kann. Ich kenne ihr Repertoire genau, immer beginnt es scheinbar ganz harmlos, das meiste taugt kaum zur Beleidigung. Aber Junghuhn ist reizbar im Verkehr mit den Menschen, ihm genügt auf Anhieb der *dumme Junge*, den Schwoerer ihm vor die Füße wirft. Blitzartig ist er aufgesprungen, in der Hand den Krug, hochrot im Gesicht, und schleudert *infamer Hundsfoth* zurück.

Das reicht, es wird still. Still wie die Stille vor dem Gewitter, still wie die Männer an den anderen Tischen, die still wie ein Mann sich jetzt langsam erheben, während ich mich hinter die Theke ducke, als wäre ich gar nicht dabei gewesen. Ich will nicht den Sekundanten geben für Geschichten, die nicht meine sind, die nach Ehrenhandel und Handschuh riechen, nach Morgengrauen und Nebelschwaden, nach kleinlichen Lichtungsabenteuern, für die, die sich nicht in die Ferne wagen und an innerer Hitze ersticken müssen, die sich gern im Duell etwas Kühlung verschafft. Und obwohl ich hinter der Theke hocke und ihre Gesichter nicht sehen kann, kenne ich ihren Ausdruck genau, diese preußische Mischung aus Angst und Gier.

Noch immer hocke ich hinter der Theke. Ich kenne das Spiel, ich weiß, was noch kommt, allem voran die Wahl ihrer Waffen. Schwoerer will sich mit Krummsäbeln schlagen, Junghuhn dagegen versteht nichts von Säbeln, und so stimmt man sich auf Pistolen ab. Ich war nicht dabei, doch ich weiß ganz genau, was für erbärmliche Schützen sie sind, noch bevor sie sich auf der Lichtung treffen. Viel-

leicht schossen sie sich auch ohne mein Zutun, in derselben Nacht, gleich um die Ecke neben der Tür, und die Männer sahen von drinnen zu. Sekundanten, feige im Hinterhalt, die Gesichter eng an die Scheiben geschmiegt und Blätter zu kleinen Zigarren gerollt, als Junghuhn die Luft trifft und Schwouer sein Bein, wie der geschlagene Junghuhn zu Boden geht und Schwouer, von seinem Treffer ernüchtert, entsetzt im Galopp die Flucht ergreift, bis er in Angstschweiß die Haustür erreicht, in sein Zimmer stürmt und die Tür verriegelt und, indem er sein Gesicht im Spiegel erblickt, sich selbst die entscheidende Kugel gibt.

So hat es die Zimmerwirtin erzählt und fügte hinzu, für den Schaden komme Herr Junghuhn auf.

Wenn ich mich jetzt nicht zum Aufbruch entschließe, verliere ich ihn aus den Augen. Sein Schritt ist zu groß und zu schnell für mich, jetzt ist er wirklich ein Flüchtling geworden, Arzt aus Not, wider Willen. Als Gesundheitsoffizier dient er im preußischen Heer, doch an Weihnachten wird er entdeckt und verhaftet, das Geschenk, fest verpackt, lautet, zehn Jahre Festung.

Festung Ehrenbreitstein bei Koblenz. Schöne Landschaft, doch Landschaft ist Landschaft, Junghuhn sucht die Natur, und von innen her lässt sich Natur nicht begreifen, so wie sich niemals begreifen lässt, was man nicht selbst in den Händen hält. Ich dagegen hätte mich eingerichtet, im Gefängnis wie auf meinem Balkon, bei Wasser und Brot auf volle zehn Jahre. Dreimal am Tag ein Gespräch mit dem Wächter und kurz vor dem Schlafen die Zigarette, das Gesicht an die Steine der Mauer geschmiegt. Mit dem

Opernglas hätte ich Schiffe gesichtet und auf das Geheimnis des Rheins geglottzt, auf die kleinlich behüteten Schätze der Heimat, auf das, was ich für die Grenze halte zwischen dem, was man Deutschland und Frankreich nennt.

Aber was sind schon Grenzen! Aufstehn und Gehn ist das Lieblingsspiel, das Junghuhn und ich schon seit Jahren spielen und das immer einer von uns verliert. Zur Strafe werde ich niemals erfahren, wie er es wirklich angestellt hat, bei Nacht oder Nebel von dort zu entkommen. Ob er die Wächter bestochen hat? Mit Geld, mit Wein, mit kleinen Zigarren, deren Rauch immer freundlich himmelwärts geht? Vielleicht hat er auch nur Rapunzel gespielt, ist durch das kleine Fenster gestiegen und hat sich, unrasiert wie er ist, am eigenen Barthaar heruntergelassen, hat den Irren gemimt, sinnlos Arme und Beine geschwenkt, nur um wieder unterwegs zu sein. Denn er spricht nicht und lässt mich im Dunkeln zurück. Er nimmt mich nicht mit auf die Wanderung, zu Fuß von Koblenz über die belgische Grenze und von dort aus weiter nach Frankreich, denn in Frankreich steht die Fremdenlegion und belädt in Toulon ihre Schiffe.

Doch wer steigt schon auf Schiffe? Schwimmende Herbergen für alle, die der Heimat für immer entkommen wollen. Verbrecher und Versager, Duellanten und Selbstmörder, die Fremdenlegion nimmt sie alle. Und wer seinen Namen vergessen hat, wählt aus der endlosen Fülle von Namen unbeschwert einen anderen aus, der ihm in Zukunft am besten gefällt. Seit Jahren träume ich von Nachricht aus Algier, zur Not ein Brief, vielleicht ein Gedicht, beigelegt ein verlorener Finger, eine Strähne mit Schweiß auf Papier geklebt, eine Karte, die Männer in Helmen zeigt, ein er-

legtes Tier, die gewonnene Schlacht. Aber ich habe längst begriffen, es kommt dort nicht auf Geschichten an, sondern einzig auf Flucht, auf das Werfen der Arme nach links und nach rechts, darauf, Absätze tief in die Stiefel zu schlagen und das linke Bein so geschickt nachzuziehen, dass man für unverwundbar gilt.

Glühendes Afrika, Land der Geschichten. Junghuhn hasst seine Arbeit, die stickigen Zelte, die Wunden, die Gesichter, die er versorgt. Er ist kein Arzt und kein Legionär, kein Mann für Pulsschlag, Verbände und Zuspruch, er hat keinen Sinn für den sinnlosen Krieg. Hitze erträgt er nur in eigener Mission, sein Ehrgeiz bleibt auf die Pflanzen gerichtet, und so kehrt er geschlagen nach Frankreich zurück.

Süßes Paris! Ein Brief, ein Gedicht, ein verlorener Handschuh, verträgliches Klima, ein Sonnenschirm, eine Geste aus Glas. Die Ahnung eines Verhältnisses unter den Menschen! Aber Junghuhn hat nichts in Paris zu suchen, selbst mit Geld ist er kein Mann für Cafés. Er will ein Fliegender Holländer werden, ein Mastbaum, der nicht verbrennen kann. Er will in die Tropen, Insulinde erforschen, das tüchtig zusammengestohlene Reich, ein Paradies der Schiffer und Händler und eine Hölle für den, der nicht weiß, was das Leben in den Tropen bedeutet, Hitze und einen javanischen Krieg.

Doch die Hitze der Tropen kann ihn nicht schrecken, und der Krieg, den er kennt, kümmert ihn wenig. Er führt seinen eigenen Krieg. Um der Sache den passenden Vorwand zu geben, wird er zum zweiten Mal Arzt. Er geht

nach Leiden, besteht das Examen, ein Militärarzt der Klasse drei. Doch bevor er wieder ein Schiff besteigt, um zum dritten Mal ein Flüchtling zu werden, hat ihn die Heimat längst begnadigt, in Abwesenheit, schon in Afrika. Undeutlich, wer ihn begnadigt hat, wir haben darüber nie gesprochen, auch was ich weiß, ist nur ausgedacht. Die einen sagen, es war der König, andere meinen dagegen Humboldt, Alexander der Große, der vor dem König die lautere Stimme besitzt. Ich dagegen glaube, es war jene Wirtin, die, während ich noch die Gläser poliere, die Einzige ist, die wirklich weiß, was in jener Nacht in Berlin geschah. Vielleicht stand sie am nächsten Morgen im Zimmer, in der Hand einen Lappen, mit dem sie die Spuren der Tat verwischt und später Schwoerers Gesicht bedeckt.

Ein Gesicht wie so viele andere Gesichter, ein namenloser Student aus Basel, der selber gern in die Berge steigt. Vielleicht hatte er Glück, er ist seinem Tod schon in Preußen begegnet, anstatt ihn später woanders zu finden. Woraus sich ein kürzerer Text ergibt und ein sehr kurzes Leben. Sein Schatten sitzt links auf dem Schiff neben Junghuhn und atmet dieselbe Seeluft ein, weil auch Selbstmörder unersättlich sind und Mastbäume, die nicht verbrennen können.

Drei Masten und ein Name aus Holland sind das Letzte, was ich erkenne. Ein Schiff, gefüllt mit praktischen Menschen, mit Junghuhn, Soldaten, Matrosen und Händlern, mit Schreibern, Ärzten und Ingenieuren, mit Gärtnern und Priestern. Fracht nach Batavia, wo es reichlich zu tun gibt für jeden, der zuhause weder dichten noch hoffen kann.

Hier dagegen geht nichts ohne Hoffnung. Der Handel ist lebhaft, die Hitze ist tödlich, der Feind in der Mehrzahl, der Wein ist schlecht, die Gesellschaft öde, das Regiment streng und die Verwaltung mühsam in diesem Land ohne Dämmerung, das seine Sonne täglich um sechs schafottiert. Der Rest des Tages ist dunkel und die Hauptstadt Batavia eine Attrappe, ein ungesundes Geflecht aus Kanälen, nachgestelltes Kleinamsterdam, fauliges stehendes Wasser der Heimat, in dem alles verdirbt, nur die Mücke gedeiht. Die Tage sind kurz, und man stirbt hier so schnell, dass wenig Zeit bleibt für Briefe und noch weniger Zeit, eine Antwort zu schreiben, falls man Absender lebend erreichen will, denn das Meer ist ein langer, wässriger Postweg, der Tode vertuscht, die Trauer verzögert und jede Gemeinschaft unmöglich macht.

Das weiß Schwoerer genau. Nacht für Nacht erscheint er auf meinem Balkon, die Kugel im Kopf vom Mondlicht beleuchtet, und erzählt wieder und wieder dieselbe Geschichte, bis aus der doppelt gewendeten Kränkung wieder die alte Ehre wird, die jeden auf seinen Platz verweist. Mich auf den Balkon, die Wirtin ins Zimmer und Junghuhn bei Wasser und Brot in die Festung, mit Reiseverbot auf Lebenszeit. Aber ich höre ihn nur mit dem halbem Ohr, auch wenn Schwoerer womöglich mehr weiß, als er sagt. Vielleicht ist er wirklich dabei gewesen, als Junghuhn das tropische Festland betritt und die Tropen für immer zur Heimat erklärt. Briefträger Schwoerer, sage ich leise, öffne die Tasche, dann werde ich wissen, was er wirklich geschrieben hat. Und Schwoerer legt seinen Kopf auf die Seite und lacht.

Papier und kein einziger Brief dabei, Junghuhn schreibt keine Briefe. Er weiß, er hat keine Zeit zu verlieren, er füllt seine Seiten mit Wirklichkeit. Alles ist da, weil er zeichnet, was er sieht, weil er sieht, was er schreibt, weil er schreibt, wie er zeichnet und niemals versucht hat, ein Dichter zu sein. Briefträger Schwoerer, sage ich leise, als hätte ich wirklich Post erwartet, der eine geht weg, der andere bleibt, der eine ist längst in den Krater gestiegen, der andere nur auf seinen Balkon, der eine schreibt Briefe, der andere trägt aus, und der dritte verbringt sein Leben damit, auf ungeschriebene Briefe zu warten, anstatt sich endlich die Kugel zu geben.

Und während ich auf diese Briefe warte, auf Postkarten mit der Spur einer Beute, eine Ansichtskarte zum Thema Landschaft, hat Junghuhn längst neues Festland betreten. Sein Glück in Batavia heißt Doktor Fritze, der Junghuhn auf einen Blick erfasst und erkennt, dass der Mann gar kein Arzt ist, sondern ein Bergchirurgus erster Klasse. Ein Frischluftmensch und kein Mann für die Zelte, der, wenn er an seinem Schreibtisch sitzt, nur so tut, als läse er Krankenakten, in Wahrheit aber Tabellen führt und Listen anlegt, um Schritt für Schritt die Natur zu benennen, jeden Baum, jedes Blatt, jedes Tier, jeden Stein, jeden Wechsel von Wind, Licht und Witterung. Im Schnitt berechnet, gedruckt kalkuliert und umgelegt auf etwa zehn Jahre, vier Seiten pro Woche. Und alles auf Knien und Steinen verfasst!

Doktor Fritze beurlaubt den Mann für die Berge, er lässt ihn an langer Leine laufen, seinen Schatzsucherhund, der Gewinn verspricht. Denn Junghuhn läuft rastlos von

Insel zu Insel, hinten den Rucksack, der alles enthält, was die Herrschaft braucht, um das riesige Inselreich zu verwalten. Wege und Ränder auf Linie gebracht, Wälder und Sümpfe begehbar gezeichnet, Wetter und Vulkane vermessen, Sterne geschossen und Tiger gezähmt, mit den Trägern nachts am Feuer gesessen, Blätter zu kleinen Zigarren gerollt. Ihre Sprachen gesprochen, Geschichten belauscht, daraus Lebensart und Gewohnheit erschlossen, Erkenntnisse zu Erkenntnis gebündelt, woraus sich ganz ohne Junghuhns Zutun und Wille ein Handbuch der Strategien ergibt. Denn draußen herrscht Krieg.

Aber Junghuhn führt seinen eigenen Krieg. Sein Wappen zeigt Kompass und Mikroskop, ein Vermessungsritter und Topograph, auf nichts aus als auf den Märtyrertod, ein Mann, den sich jeder zu Diensten wünscht, mit dem nur niemand zu Tisch sitzen will, unrasiert, zugeknöpft, ohne Manieren, ein Wanderer, der nicht tanzen kann. Man bleibt misstrauisch höflich, geizig und neidisch und verwehrt ihm den Zutritt zu jener Gemeinschaft, auf die seine Sehnsucht gerichtet ist. Die heilige Bruderschaft der Natur. Vor den Türen der hohen Kommission, der Gesellschaft für Naturwissenschaften, stehen beamtete Tempelwächter und schützen den Kopf. Ich erkenne ihre Gesichter sofort, die alte Mischung aus Angst und aus Gier.

Also geht er erneut auf die Wanderschaft, der wilde Mann aus der zweiten Reihe, der nicht taugt für das Parkett seiner Heimat, nicht für Innenräume geschaffen und auch nicht für Teerunden auf meinem Balkon, wo im Schatten von Humboldt und Wolfgang Goethe Briefträger Schwoe-
rer mit Pathos und Fleiß alles aus seinem Postbeutel zieht,

was an neuer Erkenntnis aus Übersee kommt, während ich in der Küche den Tee zubereite und dem Gemurmel lobender Stimmen lausche. Vielleicht auch nur den gedämpften Geräuschen des freundlichen Verkehrs unter Menschen, denen leicht fällt zu preisen, wen das Meer von uns trennt.

Das Meer hin und her, ich werde nicht warten, ich werde mich nicht auf Schwoe-
rer verlassen, ich kann die Briefe auch selber erfinden, um zu erfahren, was ich längst weiß. Ich sehne mich nach Eis und Schnee!, schreibt Junghuhn, eines Tages nach Jahren und Jahren. Nicht schwer zu begreifen, es hat ihn erwischt, er ist krank. Aber es ist nicht der Schnee und auch nicht das Eis, es sind nicht die Tropen und auch nicht der Koller, es ist auch nicht jener Mangel an Liebe, der Reisende oft und so schrecklich befällt, es ist nur sein Körper. Sein Körper hat ihn im Stich gelassen wie Junghuhn den Körper, auf den er schon immer gepfiffen hat. Womöglich hat er den eisernen Willen mit seinem tapferen Körper verwechselt oder dachte, sie seien ein und derselbe.

Der Körper. Der Kopf ein bewegliches Gedächtnisgefäß, der Rest nichts als ein Sammler und Jäger, ein Hund und ein Träger, ein Zeitsoldat in der glühenden Hitze. Hüter und Haus, Schreiber und Sklave, Zelt gegen Regen und Sonnenschirm, atmender Dreher von kleinen Zigarren, himmelwärts in die Natur vertieft. Sein Körper hat ihn im Stich gelassen, mit dem er, als sei er nur Stiefel und Kopf, zehn Jahre die Tropen bewandert hat, ohne Rücksicht und Sorge, von der Seele des Mannes ganz zu schweigen.

Junghuhn, schreibe ich auf eine Karte, die eher Zettel

als Karte ist und die ich nicht in den Kasten werfe, weil ich Briefträger Schwoerer noch immer nicht traue, der sich, wohl wegen der Kugel im Kopf, auf immer die falschen Seiten schlägt, komm zurück, für ein zwei drei Tage, und lass deinen Rucksack am Ortseingang stehen. Du musst weder nach hier noch nach Mansfeld gehen, am besten, wir treffen uns drüben in Leiden. Dort will ich mich in eine Frau verwandeln und so tun, als wäre ich immer noch jung. Ich könnte mir auch einen Namen geben, Johanna Louisa Frederica Koch, um alte bekannte Gesellschaft zu leisten. Du kannst Bücher schreiben und Klinken polieren, kannst spielen, du hättest jetzt Frau und ein Kind, du wärst jetzt zuhause, und kannst dieses Spiel so lange spielen, bis du endlich bekommst, was man dir schuldet.

Denn einmal, das weiß ich genau, wird sich die Tür zum Vorzimmer öffnen, zur Kommission der Naturwissenschaft, zwei Männer in Uniform treten heraus und sagen, jetzt, lieber Junghuhn, wird man Sie hören. Denn auf dem zweiten Zettel steht deutlich und klar, dass die Ehre gehört, wem die Ehre gebührt, ein Platz am Tisch ist noch frei. Und vergiss nicht, es gibt auch den dritten Zettel, diese Eintrittskarte zur Ewigkeit, die so lange und heftig erwartete Taufe für den, der ein ehrlicher Jünger ist und die endlich und deutlich den Schlusstrich zieht unter alles, was einmal gewesen ist, unter sämtliche Thesen der Heimat. Hast du nicht längst die Natur vermessen, selbst den Ozean hast du von unten gesehen, du bist durch den Schlamm der Vulkane gestieft, was also hält dich zurück? Zieh endlich dein Schullineal aus dem Wappen, und schmiede es um in Angriff und Schild.

Denn Gott sitzt weder oben noch unten, sondern gleich nebenan, im Blumenkasten auf meinem Balkon, zusammen mit Goethe im Stängel der Pflanze, gleich neben Humboldt im dritten Blatt, in der Blume, im Baum, im Licht wie im Schatten, im Regentropfen, im Schlamm wie im Wurm, neunzig Thesen im Kopf von Schwoerer, eine kleine, schlecht beleuchtete Kugel, der Mond gegenüber von meinem Balkon. Ein landloser Gott aus Übersee, der vom vielen Erschaffen und Benennen inzwischen so müde geworden ist, dass er gern und gefällig zur Seite tritt, um endlich den Menschen den Weg frei zu machen, damit sie die Dinge jetzt selber benennen und nachher die Dinge nach sich, damit es nicht zu Verwechslungen kommt.

Es werden beschauliche Tage werden, wir werden durch große Gärten gehen, die man später stolz die *Botanischen* nennt. Wir werden uns bei den Händen halten, das heißt, nicht wirklich direkt bei den Händen, weil zwischen uns ja das Kind gehen muss, dem man immer wieder von vorn erst die Welt und danach seinen Vater glaubhaft macht, indem man bei allen Pflanzen verharrt, die freundlich im Schatten des nächstens Baumes von Menschenhand angebracht Schilder tragen, auf denen gut lesbar für Erben steht: *FESTUCA NUBILA JUNGHUNIENSIS* oder, nur wenige Schritte weiter: *DACRYDUUM JUNGHUHNII*.

Ich habe mir diese Namen gemerkt, weil die Namen der Pflanzen das Einzige sind, was sie mir wirklich begreiflich macht. Und falls das Kind einen Einwand hat, womöglich laut lacht und dich weiterzieht, unter den Schatten des nächstens Baumes, um dort unberufen im Erdreich zu graben, dann nimms bei der Hand und sprich laut und

deutlich, das hier, mein Kind, ist Unkraut, nichts weiter. Denn ich persönlich glaube an Unkraut und Gott, während Junghuhn längst selbst eine Pflanze ist. Aber ich mache ihn deshalb nicht lächerlich. Nur die Koffer sind viel zu schwer, ich fürchte, er wird den Rückweg nicht schaffen. Denn sicher ist, dass er kein Schiff besteigt, Kapitän und Mannschaft erträgt er nicht, also macht er sich zu Fuß auf den Weg. Als wüsste ich nicht, was es bedeutet, sich zu Fuß auf den Weg übers Meer zu machen, das große Absichten lächerlich macht und die Anstrengung der Menschen und Körper verhöhnt.

Natürlich ist er zu Fuß gegangen. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht mehr, denn ich habe auf meinem Balkon gesessen, habe Briefe und Karten und Zettel sortiert, Humboldt und Schwoerer und Goethe bewirtet, wovon mir sehr wenig geblieben ist. Die Erinnerung an ein großes Murmeln, während ich in der Küche stehe, Tee koche und im Kopf Bücher schreibe.

Aber das alles spielt längst keine Rolle mehr, mein Tisch ist gedeckt für den einzigen Gast, auf den es in dieser Geschichte ankommt. Franz Wilhelm Junghuhn, geboren in Mansfeld, kehrt tatsächlich nach Leiden zurück. Kurzfristig beschließt er, gesund zu werden, er möchte endlich ein Holländer sein, tauscht entschlossen Ringe mit Fräulein Koch, zeugt entschlossen den Sohn und schüttelt entschlossen Humboldt die Hand und glaubt, er genießt jetzt Gesellschaft und Ehre.

Und er schreibt. Füllt Seite um Seite, Band um Band, damit nicht das Kleinste verloren geht aus seinem Rucksack

der Insulinde, und alles auf Niederländisch verfasst. Doch keineswegs jeder liebt ihn dafür, denn nicht jedem ist die Natur ein Gott und nicht jedem ist sein Gott die Natur, weshalb Junghuhn, weil es der Papst so will, deutlich und schriftlich erklären muss, dass auch der Blick durch das Teleskop uns immer wieder nichts anderes zeigt als immer wieder denselben Gott, wenn vielleicht auch gelegentlich etwas vergrößert.

Ich dagegen blicke nicht mehr nach oben, sondern scharf geradeaus. Durch mein Glas, und ich sehe, was ich schon weiß, denn obwohl ich nicht viel von den Menschen verstehe, erkenne ich manches auf einen Blick. Junghuhn, ich kenne dein Winken genau, halb Begrüßung, halb Abschied, eine Hälfte an Land und eine im Wasser, denn glaubst du, ich hätte nicht längst gemerkt, wie eng die Straßen in Leiden sind, wie du immer gegen die Häuser läufst, beim Essen zwischen den Stühlen sitzt, dich nervös in zu kleine Servietten verknotest und mit dem Kopf gegen jede Decke stößt, als wolltest du in den Himmel kommen? Steh auf, nimm den Koffer und geh.

Und Junghuhn steht auf und geht, den Koffer in der Rechten, den Sohn an der Linken, dahinter die Frau, in der Ferne ein Schiff, und ich schwöre, diesmal komme ich mit! Ich hab's versprochen und halte mich dran, ich will nicht zum dritten Mal sitzen bleiben, ich brauche zum Gehen nicht einmal den Koffer, auch ohne Koffer weiß ich, wohin. Ich werde für immer die Heimat verlassen, die Küche, den Tee, den Balkon und die Zettel, die Briefe und Karten, den Kompass, das Fernrohr, das Opernglas, mit dem man die Welt nur von weitem betrachtet.

Und indem ich die Treppe hinunterfliege, lasse ich alles hinter mir. Ich habe nicht vor, mich umzudrehen, denn ich muss mich nicht umdrehen, um zu wissen, dass oben auf meinem Balkon immer noch Briefträger Schwoerer steht, ein äußerst schlecht ausgeleuchtetes Denkmal, weil die Nacht meiner Flucht völlig mondlos ist, sodass niemand die Kugel im Kopf erkennt.

Und so bin ich nach Insulinde gekommen, um endlich mit eigenen Augen zu sehen, wie eine Geschichte zu Ende geht. Aber zwischen mir und dem Ende steht plötzlich noch eine andere Geschichte, die man unscharf beleuchtet die Wirklichkeit nennt. Ein Blick und ich werde kunstlos verstummen, denn jetzt, da ich selber am Kraterrand liege, der unberechenbar Feuer und Steine spuckt, verschiebe ich jedes Ende auf später und meine Furcht auf den Morgen danach. Nichts ist, wie es geschrieben steht, von innen her lässt sich Natur nicht begreifen, so wie sich niemals begreifen lässt, was man nicht selbst in den Händen hält und was man nicht selber geschrieben hat. Schwer zu sagen, was mich mehr entsetzt, der glühende Berg, die fliegenden Steine oder die haltlose Tatkraft von Junghuhn, die meine Angst auf unheimliche Weise verdoppelt, weshalb ich ihm zu entweichen versuche, auf halber Strecke im Gras liegen bleibe, das Gesicht in den Schatten des Koffers geschmiegt in der Hoffnung auf Wind, der nicht vorkommt.

Ich im Schatten, er auf meinem Balkon, zwischen uns nichts als das Meer und mein Ehrgeiz, wird keiner von uns den anderen begreifen, und so bleibe ich unter der Asche zurück, die Hände felsenfest auf den Ohren, die Augen geschlossen, mein Körper schon längst kein Körper mehr,

nur noch mein flüchtiger Abdruck im Schlamm. Erst am siebten Tag will ich wieder erwachen, wenn Seewind durch die Bananen geht und ich die kühle Morgenluft atme. Hoch in der Luft die Fliegenden Hunde, im Baum nebenan frisch erschaffene Affen, und noch ehe die Sonne den Himmel färbt, erglüht der majestätische Gipfel des Berges in Purpur und Gold! So würde es Junghuhn geschrieben haben, und wenn man im richtigen Winkel liegt und mit geschlossenen Augen liest, ist es vielleicht sogar immer noch wahr.

Die Holländer sind aber praktische Menschen, man zahlt nicht für Schwärmer und Abenteurer, Junghuhn sitzt nicht mehr am Lagerfeuer. Fest steht er im Dienst der Kolonien und soll ein kostbares Erbe verwalten, Diebesgut aus Südamerikas Anden, bei Nacht und Nebel entführt aus Peru, von dort aus über das Meer gebracht. Samen und Setzling der Chinarinde, Versprechen gegen das Mückenfieber, den tückischsten Feind aller Kolonisten. Chinin heißt das Zauberwort. Allem voran ein großes Geschäft, Verheißung von Handel und Gewinn, die so lange gesuchte Wunderwaffe gegen den nutzlosen Tod in den Tropen, der im Wasser der faulen Kanäle gedeiht. Doch ein Großteil der Beute verkommt unterwegs, und der spärliche Rest, der sich retten lässt, geht unter der Hand der Piraten nicht auf.

Jetzt, glaubt man, hat Junghuhns Stunde geschlagen, er soll aufhören, seine Bücher zu füllen mit dem endlosem Reden über Natur. Er soll die Natur endlich nutzbar machen, er soll den richtigen Boden finden, die letzten Setzlinge retten und wässern, den gestohlenen Samen zu Münze machen, damit auch in Java die Chinarinde gedeiht.

Von den Holländern erhält er den passenden Titel, damit er endlich begreift, wer er jetzt ist, Inspektor der staatlichen Chinakultur. Aus dem Wanderer wird ein Plantagenbesitzer, der Prinz der Natur soll ein Bauer werden, der Dichter Verwalter, der Priester ein Züchter, der Schwärmer soll seinen Schwarm kultivieren, der Duellant und Soldat soll Geschäftsmann werden, Sekundant klarer Rechnungsbücher, damit das Geschäft auch Gewinn abwirft. Schluss mit dem müßigen Blick auf Gott, der Blick ist von oben nach unten gerichtet, dorthin, wo der Baum seine Wurzeln schlägt.

Und er findet den Platz. Hoch über Bandung in Lembang in den Bergen, wo das Klima kühl und regenreich ist. Doch ich sehe genau, wie schwer es ihm fällt und wie er den Alltagsapostel nur spielt, täglich hinausgeht und prüft, ob die Pflanze nicht endlich Fuß fassen will, wo nichts wächst wie es soll. Nicht weil die Mission zu groß für ihn ist, sondern weil die Mission die falsche ist. Denn Franz Wilhelm Junghuhn ist kein fröhlicher Landmann, er kann sich nicht die Natur unterwerfen, die ihn ihrerseits längst unterworfen hat.

Vielleicht auch nur, weil die Zeit verrinnt, und weil, wer nicht in Menschenzeit rechnet, spürt, dass nicht viel davon übrig ist. Die berüchtigte Mischung aus Angst und aus Gier, die alte bekannte Peitsche von früher, und plötzlich, als säße er wieder im Rucksack, die fröhliche laute Stimme des Vaters, mein Sohn, ein Flüchtling, mein Sohn, ein Versager.

Die Koffer sind schwer, wir werden nicht weit damit kommen. Doch er hört mir nicht zu, er spricht nicht mit mir, er will sterben und will wie jeder, der stirbt, endlich allein sein mit seinen Gedanken. Und wenn ich ihn jetzt von der Seite betrachte, mein zusehends blasser werdendes Denkmal, unrasiert und schlecht zugeknöpft, sehe ich deutlich, wie krank er ist. Die Amöben zerfressen ihm langsam die Leber, selbst wenn er noch einmal den Arzt spielen würde, käme jede Hilfe zu spät.

Wie sinnlos es ist, aus Papierfetzen, flüchtigen Hinweisen und unscharfen Fotografien das Bild eines Menschen zu basteln, der selber nicht weiß, was später aus ihm geworden sein wird, weil er niemals erfährt, wie sehr er sich täuscht, wenn er für immer die Augen schließt, weil schon wenige Jahre nach seinem Tod die Chinarinde so prächtig gedeiht, dass der Handel der Holländer großartig blüht. Chinin und Chinin und nochmals Chinin steht weltweit auf niederländischer Flagge.

In Lembang dagegen ist es jetzt still. Denn niemand macht sich gern auf den Weg, um Männer aus zweiter Reihe zu treffen. Nur ich bin gekommen, genau wie versprochen, und nehme jetzt alles in Augenschein. Die Berge, die Bäume, das Krankenhaus, das irgendwer hier nach Junghuhn benannte, nach dem, der niemals ein Arzt werden wird. Unweit davon auf dem Grabstein die Fakten, die Fräulein Koch in den Stein ritzen ließ und die sein kurzes Leben um noch ein kurzes Jahr kürzer machen. Ein kleiner unbedeutender Irrtum, vermutlich ohne Verstand und Absicht, nur Eile und Aufbruch und Flucht, Fahrigkeit bei der Durchsicht der Zettel. Unlust der Rekonstruktion, weil

auch Fräulein Koch längst begriffen hat, dass es einzig auf Tatkraft ankommt, auf das rasche Werfen von Schrift auf Papier, auf das entschiedene Packen der Koffer und auf die Reise zurück in die Heimat, wo sie weitere fünfzig Jahre verbringt, auf einem mir fremden Balkon in Den Haag, mein Opernglas um den Hals gehängt, im Rücken den Schatten von Franz Wilhelm Junghuhn, von dem sie noch weniger weiß als ich, am wenigsten, wann er geboren ist.

Wahrscheinlich ist ihr das alles egal, denn was ist ein Jahr, was sind fünfzig Jahre, wenn man den Blick in den Krater wirft und endlich für immer verstummt im Angesicht dieser lachhaften Tafel, die Junghuhns verwitterte Lebensdaten mit der festlichen Aufschrift verziert: HIER LIEGT DER HUMBOLDT VON JAVA.

Bis man auch Humboldt zum Schweigen bringt, auf dem Friedhof der Großstadt, die ich gut kenne, denn einmal, es ist ein paar Jahre her, besaß ich dort einen Balkon. Für den Schaden meiner kurzen Abwesenheit kommt die Wirtin von Schwoerer auf.

Felicitas Hoppe

Verbrecher und Versager

FÜNF PORTRÄTS

marebuchverlag

T $\frac{3011}{110}$

Deutsches Seminar II
Institut für Neuere Deutsche Literatur
Universität Freiburg i. Br.